

Konrad Pfaff

Sterbebegleitung

und

Wehklage

Konrad Pfaff

Eine authentische Sterbebegleitung  
erfordert unser  
Trauernkönnen  
Wehklagen und Anklagen  
und unser eigenes Sterbenlernen

Wehklage ist der Versuch der Bannung des Todes durch das Wort.

Klage um Verlassenheit, Trennung, Abschied, Tod ist Anklage der Welt.

Trauer ist das erhebende Gefühl des durch Verlust, Scheitern, Tod niedergedrückten Menschen.

Wehmut ist die Bejahung des Lebensscheiterns.

Trauer hat mit Ehre und Achtung, Anerkennung und Verbundenheit gegenüber den Toten und seine Abscheidung vom Leben zu tun.

Vielleicht bekommt er jene Ehre und Achtung, die er als Scheiternder am Leben nicht bekam.

Diese Haltung hat nichts mit Moral, sondern eher mit der Faszination des Lebensende zu tun.

Als das Bewusstsein sich ein Bewusstsein erwarb, spiegelte sich der Mensch nicht nur in sich selber in den Augen der Liebe, in der prüfenden Lernakte unermüdlicher Sinne, sondern er spiegelte sich in Raum und Zeit und erschrak vor seinen Grenzen, verstand seinen Tod, den er von nun an erwartete in hoffnungsloser Hoffnung.

Als das Bewusstsein des Bewusstseins sich langsam gebar und den Schleier tierischer Naivität und Sicherheitsseins aufhob, so dass der Mensch einen beunruhigenden Anderen im Wasser zu erforschen begann, erschrak er auch das erste Mal im Leben in einer Todesvorwegnahme, in einer Todesüberraschung. Er sah sich seiner Vernichtung gegenüber. Unfassbar und doch klar in der Gewissheit dieser Vergänglichkeitsfaszination.

Der Mensch lief nicht in Verzweiflung der Zerstörung mehr davon, wenn Kind, Genosse, Mutter oder Großvater starben, sondern er hielt stand, blieb stehen und legte sich zu ihnen, begann den Tod achtungsvoll zu spüren. Er begann ihn zu bannen im Wort, zu erzählen in Erinnerung, zu trösten im Lied und es ergab ein Ritual und es ergab ein Heilsames.

Klage, Trauer, Verbundenheitserzählung, achtsames Bereden, Besprechen war vor jedem Ritual des sogenannten Begräbnissees. Wie so oft wurde den Trauernden klar, was der Verlorene, der Verabschiedete bedeutete. Es wurde ihnen auch klar, dass dies Ende für dies Leben endgültig war. Sie ehrten das Ende. Suchten trotzig einen Anfang. Sie suchten in Worten und Gesängen.

Da in der Frühe des Menschenerwachen die Angst vor dem Tod wohl umging, doch die Furcht vor Verlassensein, Isolierung und Verzweiflung nicht dazu gemischt war, war den Gruppen- und Weggenossen auch der Tod in gewisser Gemeinschaft gegeben. Die Umhüllung durch ein „Wir“ war ein unauslöschlich „Trostreich“ und gemeinsame Tragfläche auch in den letzten Schritten des sich wehrenden Sterbenden.

An diesem Menschheitsanfang war des Sterbenden Trost im Wir der Zusammengehörigkeit. Das Dazugehören machte den Sterbenden es leichter, seinen Abschied anzunehmen. Er starb, ob er nun konkret alleine im Raum war oder nicht, stets eingehüllt und getragen von einem noch so nüchtern um Überleben kämpfenden Wir. Das Wir begleitete und teilte ja auch seine Vergänglichkeit, seine Abgeschiedenheit, sein Scheitern am Leben. Das Wir einer Gruppe gab die Basis aller Begleitung bis ans Ende.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte brach oft dies kleine gute Wir. Dann schleppte der Sterbende seine Last allein oder unter dem formalen Geklingelgeläute einer mehr institutionellen als religiösen Umgebung. Die Ehre und die Achtung, die ihm galten, wurden formeller und die Verbundenheit gewohnheitsmäßiger und die Liebe spröder und verlegener. Die Hinterbliebenen waren gewissermaßen froh, nicht an der Stelle des Sterbenden zu sein. Sie verlernten die Trauer und die Klage.

Am Anfang setzte Wehklage, Weh und Trauer ein, sobald der Todgeweihte starb. Niemand verletzte sein Sterben durch Trost, Mitleid, Angst und Furcht, niemand brauchte die Lüge als das ungeheuerlichste Mittel der Sterbensberuhigung. Der Betrug stand nicht mit am Sterbebett am Anfang.

Nur später wurde Todesangst, Sterbelust, Endverzweiflung gebannt, gezähmt und betrogen durch Ideologie, Glaube, Mythos. Es kam die Sage von einer Unsterblichkeit auf.

Als die Gesellschaft der heraufziehenden Moderne die Vereinzelung, Wir-losigkeit und Isolierung ihre Glieder erzwang und sie aus dem – wenn auch oft spröden oder gar unfruchtbaren Boden der Traditionen riss und so ohne Hilfe ließ – erst dann als dieser Prozess höhnisch trostlos „Individualisierung“ genannt wurde, erst dann war der Sterbende allein. Er wurde in einem hilflos einsamen Tod getrieben. Er hatte ein formalisiertes Wir oft nur und Liebende, die sich nicht mehr trautes da zu sein.

Der hilflos einsame massenhaft vorkommende Kranke und Behinderte, der hilflos einsame massenhaft vorkommende alternde Mensch wird nur noch von dem einsam hilflos isolierten massenhaft Sterbenden übertroffen in ihrer gesellschaftlichen Schieflage.

Das Ende eines sogenannten Individualisierungsprozesses – unaufhaltsames Epiphänomen der Weltgeschichte – ist das „Objekt“ werden, das letzte Beutsein trotz aller Systeme, Techniken und gutmeinenden Hilfen.

Es verbleibt diesem System nur noch der letzte Akt: das Abschieben des unbrauchbar gewordenen Menschen in die letzte unwürdige weder durch Wort noch Wehklage gebannten Verabschiedung. Abgeschoben, aus dem Blickfeld, aus der Sorgelast, aus dem eigenen von Angst getrüben Sinn.

Der Tod als eine Art von typischem Begleitakt einer Wegwerfgesellschaft. Nur wenn der Tod das Leben bezwang, kann der Tote dann formal-leer sein Ritual bekommen. Die Angst verflog und mit ihr auch die Weh-Schmerz-Qual-Klage.

Denn mit der Wirlosigkeit heutigen Sterbens – auch wenn viel Ersatz noch liebevoll gepflegt wird in Familien und Angehörigenkreisen – ist auch ein Gefühl verbunden unterdrückt, schamvoll bitter unausgesprochen, das besagt, dass es mich nicht betroffen hat, dass ich davongekommen bin. Diese von lähmender Angst diktierte Unnatürlichkeit des Abschiednehmens macht dann auch den wahren Schmerz, die bittere Klage, das Geschrei des Wehs unmöglich.

Der Ausdruck der tiefsten Menschheitsgefühle wird seit Jahrhunderten mehr und mehr unterdrückt. Lieber ersticken wir am unaussprechlichen Weh als dass wir uns in Klagelauten befreien. Wir ersticken lieber im Sterbeleid als dass wir ausdrücken die erschreckende Trostlosigkeit eines Todes. Der gesellschaftliche Abschiebeakt findet seine Parallele in der „Unfähigkeit zu trauern“ und konkret in dem verführten Trost, der in die trostlose Unklage, Unsage und Nichtsprache einer unwirklich gewordenen Trauer führt.

Es bleibt eine verschlankte, elend militaristische Trauer übrig, die auch noch zeitlich gesellschaftlich und kirchlich aber auch vom Individuum beschränkt wird. Trost des Himmels und verdummender Sprichwörter „Zeit heilt Wunden“, „Das Leben muss weitergehen“ usw. u. a. m. tut das seine dazu, dass Trauer nicht Trauer, Wehklage nicht Anklage wird in berechtigten Qualformen. Dann bleibt eine sehr aufs Ich des Überlebenden bezogene Trauer übrig, in der gesagt wird „er oder sie fehlt mir so sehr, fehlt mir überall und ich verbleibe so hilflos.“ Die Vernichtung eines Lebens wird übergangen und nur die betreffenden Folgen gesehen.

Die Dunkelheit der Nacht vermählt sich wunderbarlich aufdringlich mit dem Duft des Nachsommers, sei es der letzten Sonne oder des spätsommerlichen Regens. Es gibt kaum mich Berührendes als dies Aufgenommenwerden von Luftduft sanfter Umhüllung, wenn ich mitten aus Schlaf und Nächtlichkeit heraustrete und mich einhüllen lasse. Kaum kann ich es lassen ob Mondlicht oder Wassertropfen mich benetzen.

In dieser Zeit-Situation ist nicht mehr nur ein würdiges, reputationsheischendes Begräbnis geboten – sicher auch das Trost wider den Tod und Hoffnung und etwas den Tod besiegendes Übernatürliches. Diese Ehre dem Toten ist geboten, auch wenn eine elende Reue der Überlebenden dabei, dass sie allzu oft diese Ehre und Achtung dem Lebenden verweigerten. Doch das Bedrängende eines verlassenen, untröstlich einsamen Sterbens ist damit nicht gemildert, für den Sterbenden kommt aller Aufwand zu spät. Er wird seine Ehre nicht genießen. Darum ist die Erfordernis dieses Zeitalters gegenüber Tod, Sterben, Scheitern und Enden ein anderes, nämlich eines Begleitens, Behütens, Belebens des Sterbenden.

Diese Sterbebegleitung ist die Antwort auf eine Verlassenheit und Hilflosigkeit des Individuums, das auf sich geworfen sich noch nicht finden durfte. Sie ist nicht leicht, denn si soll dem sterbenden Menschen Halt geben und doch auch in unaufdringlicher Distanz ihn achten und in sich belassen. Begleiten heißt zärtlich Da-sein und zärtlich Fern-sein; heißt Reden und Ausdruck benutzen, doch nicht Beschwätzen; heißt Eingehen auf des Sterbenden Erinnerungen, Fragen, Ängste und Zweifel doch auch nicht den Trost, die Glaubenshoffnung mutwillig aufoktroyieren. Begleiten ist eine spirituelle Art der Teilhabe und Teilnahme.

Die Verantwortung dieser Gratwanderung der Begleitung ist nicht gering, doch sollte sie nicht eng machen und starr und ängstlich, sondern freier, lebendiger und authentischer. Dein Ausdruck entspreche deinem Innendruck, entspreche der ernsten Lag auch in Heiterkeit – nur ungekünstelt, ohne den Druck formeller Gewohnheit und ohne die Last, immer den Erwartungen aller zu entsprechen. Der Begleiter darf sein wer er ist und wer er, d. h. sie wird. Begleitung vertritt ein „Wir“, eine geliebte Umwelt, einen vertraulichen Raum, eine genossene Zeit. Sie vertritt auch das Ende der Zeiten, eine schöpferische Vergänglichkeit. Sie ehrt die innere Uhr, die abläuft.

Wie die Liebende ist die Begleiterin im Klageraum des Abschieds der Trennung. Wie die Liebende ist die Begleiterin in der Elendzeit eingeschlossen in verzweifelten Kampf und gelösten Ergebung. So hat solche Begleitung zwei Seiten, einmal den begleitenden Dialog im Raum des Sterbenden, der ehrlich, tapfer, hilfreich sein kann. Die andere Seite repräsentiert den vom Sterbenden abgewandten Zweifelskampf, den Anklageraum, den Haderweh – der beim Sterben beginnt und im Tode sich fortsetzt. Begleitung ist auch im Tode gleich Wehklage, Trauerausdruck, lebendiger Schmerz, Anklage wider Tod und Teufel.

Zwei Seiten braucht heute der ernst genommene Tod und das unsägliche Sterben der Vielen. Die eine ist die Sterbebegleitung, die andere die Trauer-Klage-Begleitung. Das bedeutet auch zweierlei Sterben darf gelernt werden und Klagen darf Anklage wider die Mächte der Zeit werden. Also dies müssen wir noch bei der Wehklage lernen:

einmal unser eigenes Sterben bereiten, vorwegnehmen lernen, zweitens die Anklage gegen die Morde, die Knechte des Todes, in all den kriegerisch-terroristisch-wahnbefangenen Formen, die wir kennen.

Also dies müssen wir trefflich lernen: das Wagnis lautstark authentisch, trostlos zu wehklagen und das Wagnis es zu verbinden mit der von der Liebe gebotenen verantwortlichen Anklage wider die bösen Mächte der Herrschenden und Überreichen und Medienverwirrten. Denn der Tod ist ein natürliches Ende, doch wird er bösartig betrieben von Mördern, Wächtern, Verfolgern, Ausbeutern, dann ist er durch die Sünde der Hybris von allen Seiten bedingt. Unsere gesellschaftliche Verantwortung dieser Art ist eng mit Sterbegleitung, Wehklage und Trauer verknüpft, wenn der „Friede Gottes“ möge dadurch in uns sein.

# **Reflexionstexte**

**„Apercues“**

Lesens werden aus Einbildungen Selbsterkenntnisse. Ich lese ein Buch, die Sonne wandert durch Wolken, die Wolken überfliegen sie bedeckend und freigebend. Ich bin vom Buch begeistert. Es überzeugt mich auf Schritt und Tritt. Es ist bescheiden, ohne Pathos, doch mit Verve geschrieben. Es ist klar und kritisch. Der Stil ist essayistisch und eines Montaigne würdig. Es ist von einem poetischen Philosophen, von einem artistischen Anthropologen geschrieben, ein Dichter dazu. Jede zweite Seite enthält eine Beleidigung an meine Adresse: jede dritte Seite verletzt mich, jeder zehnte Satz entlarvt mich als Leser und Schreiber. Diese und jene Feststellung entlarvt mich im authentischen Denken. Es ist ein herrliches Buch, das mich in mein kleines Maß rückt und das tut weh. Es zeigt mich als Vielleser und Weniglerner. Ich erweise mich als schlechter Stilist, als Schreibhandwerksgeselle ohne jede Meisterschaft.

Es ist ein wunderbares Buch, Spiegel des Lesers.

Das Buch schrieb Roger Caillois und heißt „Ars poetica“ ist 1958 bei Gallimard, Paris und 1968 bei Kösel, München, Deutsch von Anneliese Botord, erschienen.

Heute ist Sonntag

mitten im August.

Mehr als der hundertste Sonntag seitdem.

Heute ist Sonntag

und auch einer jener Kirchenfeste, zu dem man kaum eine persönliche Beziehung hat.

Heute ist der fünfzehnte August, Mariä Himmelfahrt, wer weiß es, wer glaubt es, wer füllt es mit Bedeutung.

Doch für mich ist es die zweiundfünfzigste Wiederkehr eines Tages, dessen Verheißung längst in eine Drohgebärde sich verwandelte. Diese Drohgebärde wies heute auf eine tiefe Schuld in mir. Eine Liebesschuld, die der Tod nicht aufhob, sondern vielmehr vertiefte. Jetzt jammert meine Seele in Reue, Sühne, tiefstes Bedauern. Ich ließ allein, ich verließ ohne Hass und Liebe. Verlassen einfach so in angstvoller Gleichgültigkeit. Hier erschien ich mir in nackter Gefühllosigkeit: ein schlechter Mensch, der sich dessen sehr bewusst und mit allen guten Taten nichts aufheben kann.

So bricht kein Herz, so zerreißt auch keine Seele, verwirrt sich kein Verstand in der Härte eines sonnenverdichteten makellosen Sonntages.

Ich weiß in ihm die Wiederkunft des Elends, ich ahne jene Zertrümmerung des Lebens, das der Sinnen schrecken ist. Ich höre Lärmfetzen, Kinderschreie, Motorengeräusche, Meeresrauschen.

Wasserwellen zerspiegeln die Sonne, ich sehe leichte weiße Wölkchen sonst Himmel und nur Blau.

So bricht kein Herz

so verschwebt keine Seele

so verrinnt keine Trauer

so verflacht kein Denken.

Hinter der Absperrung kein Sein.

Drei Sphären oder vier oder fünf erfand ich mir zur Zeiten:

- einmal am Tische auf der Terrasse  
sitzend, wenn kein Mittagsandrang herrscht, schreibdenkend
- in der Sonne den Hitzestrahlen ausgesetzt in halbbewusster Reflexion
- im Wasser – meditatives Schwimmen, besinnungsklares Liegen auf dem Wasser, das kühl fasziniert den Körper
- auf dem Bett im Zimmer ruhend, tief ausgestreckt
- am Tisch lesend Nietzsche oder Süddeutsche,  
Takemitsu, Bryem, Stockhausen, Schubert hörend
- auf dem Balkon tagsüber morgens die Zeit nutzend .
- auf dem Balkon auf Decken und Luftmatratzen im abgekühlten Nachtwind,  
Halbmond, Sternenpracht Venus und andere. Den langsamen Morgen ab fünf bis sieben lieben.

Wie schön, dass Sprachen überall es gibt, fremd, unfassbar deutlos.

Wie schön eine unbekannte Sprache sie klingt, sie rollt, sie fließt dahin; ich brauche keine Anstrengung des Verstehens. Verständigung ist nicht gegeben, also stört sie nie.

Sie ist Musik, Geräusch, Lärm und Lautmalerei, sie rauscht auch ohne Gefühlsaudruck dahin und trägt den Geist fort.

Die wahre Sprache ist die unverstandene. Bekannt ist von ihr nur, dass sie der Kommunikation und gar dem Erkennen dient. Drückt sie aus oder drückt sie einfach nur sich aus?

Sie gleicht dem Meer, das rauscht, murmelt, singt und scharf tönt. Sie ist Meer, das nicht stört, sondern trägt.

Meine Freuden liegen oft dort, wo meine Kompetenzen und Fähigkeiten aufhören.

Ich denke gerne, ich lese und verstehe gerne, ich reflektiere gerne, doch an allen diesen mangelt es mir. Ich liebe Sprache, bewundere Sprach-Kunstwerke, begeistere mich an einem Stil, verliebt in eine Fühlsprache, Denksprache in ihre intensiven Verdichtungen und mir selbst mangelt es an Stil, an persönlich guter Form, von Kindheit an ist meine Sprache stigmatisiert durch Fremdeinflüsse, durch falsche Verliebtheiten. Ich lernte von früh an nicht kritisch-rational mit Sprache und Stil umzugehen. Ich lernte nicht, lernte nicht um und meine herrlichen Sprachvorbilder bewirkten nichts. Meine Sprache ist meine Liebe und die dauernde Vergegenwärtigung meiner Unfähigkeit.

Sonntag, Sonntag, wieder Sonntag

Von zwölf bis dreizehn Uhr Mittagshitze, Todesstunde. Ich sitze am Bett, betäubt und ohnmächtig in verhasster Geduld, in Verwirrung, heute schreibe ich und alles bleibt dabei.

Ich hasse den Tod

bei Jüngsten und Jüngeren.

Gehegt, gepflegt, gefunden, gespielt und sich ums Leben gebracht.

Jedes Kind stirbt zu früh

jeder Heranwachsende stirbt zu früh

Jeder Zwanzig-, Dreißigjährige, auch jeder Vierzig- und Fünfzigjährige stirbt unrechtmäßig früh.

Ach, wer wird euch alle rächen, ihr, die ihr zu früh verstorben seid. Ich nehme Rache am Tod und lebe.

Das Elend des Zeitungslesens liegt nicht im Infomangel, in der Infoqualität, sondern am Sodomasochismus fast aller Blätter, das Elend in elender Sprache hinauszuschleudern. Das Unerhörte am Menschen ist seine Entfaltung ins Böse. Das Schlechte ist das Faszinierende.

Die Gewalt zieht an unerschütterter nicht nur Gefühle, sondern auch die experimentelle Ratio wird mobilisiert.

Mit einem Wort: nur das Böse, das Schrecken erregende Abstruse zieht an.

Was sich lange Zeit verbirgt und doch offen vor Augen liegt, doch von niemandem gelesen und eingesammelt wird in einem günstigen Augenblick und in einer bestimmten geistigen Konstellation als Erkenntnis aufgelesen. Eine noch so blasse Theorie, ein kaum fixierter Hypothesenkonvolut, Vermutungen, mit denen einer jahrelang beschäftigt war, bewirken einen neuen reflexiven Blick zu werfen auf oft Begegnendes und es entzückt einen das Neue und die Entdeckung. Vermutlich war Gott „Kairos“ günstig gesonnen und Eros entschleierte das Gewisse Geheimnis, das keines war und doch lange verborgen blieb.

Das ist Urlaubszeit, Ferienzeit, Meerzeit, Strand-Poolzeit und Zeit des verlotterten Lebens. Wer kaum jemals das Experiment schönen Lebens versuchte in der Alltagsmühlendreschflegerntelosenzeit, wer kaum jemals Unnützes las, liest jetzt unnütz.

Zeitvertreiblesen

Zeittotschlagenlesen

sogar mit Büchern, meinst mit den gefälligen Printmedien, ach und mit dem letzten Intellektleerlaufkonkurrenten Kreuzworträtsel

Der Sonne Kunst ist einfach ihre Gunst. Ihr Schein ist nicht Schein. Hitzig dokumentiert sie auf deiner Haut ihr Sein. Liegst in der mediterranen, tropischen, subtropischen, kontinentalen Sonne und liest über die Gefahren der Sonneneinstrahlung und den notwendigen Gebrauch von Schutzöl, Schutzcreme, Schutzsalbe, Schutz vor allen Schäden sonniger Art: Drum zeig dich möglichst nackt der Sonne und lass nur bleich und weiß sein die geschlechtsmerkmalnahe Haut.

Geschwätz und Sprachlosigkeit tötet den Ausdruck der Sprache. Stummheit und Blablagerede Hand in Hand entfremden Menschen von aller Sprache. Zerstörte Laute und Sinn vernichtet Sätze, verstreue Quatsch und du wirst ledig aller Eigensinnigkeiten.

Meide alle Anstrengungen und du wirst nichts mehr genießen können so in Sprache und anderem Ausdruck in Liebe und Engagement.

Bei jedem Kind, das wir sehen, das spielt, läuft, sich versteckt, versunken mit Dingen sich verknüpft, sicher in den Händen der Mutter, geborgen im Verständnis des Vaters.

Wie, wo in aller Welt, wann zu welcher Zeit, wie in einer schönen Nische sollten wir nur eine wirklich verantwortungsbewusste Frage oder eine begründete Hoffnung haben. Es darf, es möge, es soll für kein noch so beschissenes Vaterland, noch so hehre Idee, noch so elende Verführung sterben müssen.

Der zehnte August war im Jahr 2003 ein Sonntag. Die Luft vibrierte in der Hitze des Sommers. Im Klinikzimmer war es kühl und schattig. Nur einer kaum hitzig, nahm Atem und Herzschlag. Es war kurz vor ein Uhr Mittag. Das Ende war's. Heute – zwei Jahre her: Jeder Vater mit Sohn tötet mich. Jeder spielende Vater spaltet mein Herz. Jeder Sohn mit dem Vater ringend erschlägt mich. Elend ist kein Bild dafür. Es sind derselben Gegensätze Wahnwitz: die Sonne des Lebens trumpft genau so auf, der Wind bemüht sich um Schatten.

Lustschreie der Kinder, Wasserspiele, Ballsuche, tauch unter, spring rüber, Welle auf, Welle zu, nichts das ans Elend erinnerte. Doch das Licht bracht die Schatten. Die Wärme die Eiseskälte. Wehmut übermächtig Schwermut. Melancholie verdreht das Herz, Missmut verengt es, Demut kommt nicht zustande. Kein Bild verdrängt das Bild des zehnten August des Jahres 2003.

Viele sind im Urlaub desorientiert wie im Pensionsalter. Viele tasten sich an ungewohnte Verhaltensweisen, die vom Konsumgut Ferien diktiert sind, heran. Viele greifen daneben oder sie erfüllen die Rollen zu genau. Was soll ich mit der Zeit anfangen. Wie in der Sonne? Warum Wasser? Wie lange Nichtstun? Wie lange auf Partner, Kinder aufpassen? Wann und wie viel essen, trinken? Wieviel Bekanntschaften, Gerede usw.? Wie oft Erotik, Sex und ähnliches?

Das alles ist von mir nicht zu bedenken. Nichts verlangt von mir andere soziale Rollen. Lesen, Helfen, Schreiben, Genießen, Denken, Erzählen, Hüten, Holen, Haben – alles wie gehabt. Schon lange zerfließen Urlaub, Arbeit, Genuss, Beruf in eins.

Warum all die Brüste? Warum die Brüste zitternd und bebend. Warum sie alle ohne Kind und Eros – so sinnfrei. Unnütz unbenützt lächerlich die vielen Formen. Lächerlich die Darlegungen, Vorlagen. Liegeformen, Sonnenlagen, Bedeckungen des als nackt gleich zu denkenden. So viel Aufwand und so wenig Liebe. So viel Sonne und so wenig menschliche Wärme. Doch Kinder wollen spüren, fordern ...

M: Und er streichelte sich dankbar bis zuletzt. Bis zur letzten Sekunde ertastete er Haut und Fleisch. Bis zum letzten Augenblick fasste er seine Nacktheit. Und blieb seinem Herzen und Geschlecht treu. Er konnte sein Geschlecht nicht küssen, niemand traute sich. Gott Eros klagte tief bewegt.

10.08.03, 04, 05 .... 11.00 Uhr, 12.00 Uhr, 13.00 Uhr

Ich durchlebe die Sterbestunde.

Wieso durch-lebe ich sie und sterbe sie nicht?

Oder sterbe ich sie und meine sie zu durchleben?

Heute ist kein heißer Tag wie damals. Im großen Krankenzimmer, Vorhänge etwas zugezogen.

Herz schlägt, er atmet, Blut kreisläuft und schon hat sich eine Helle des Bewusstseins verschiedet. Es ist niemand außer mir und weiter weg mit Erlaubnis stehend an der Wand St.

Ich sitze an ihn gebunden, gelehnt. Unermüdlich greifen seine Arme nach seiner Haut, dem lebendigen Fleisch, nach den letzten pulsierenden Körperteilen, tasten ihn ab. Selbstvergewisserung? Und dann wessen? Zu welchem Zeitpunkt? Ich küsse leise, Lippen sehr schwach hauchend, Kuss oder Atemnot, Kuss oder Todeswiderstand, Kuss Abschied Weg bereit ohne Frage ohne ohne ...

Heute am Wasser, Himmel bedeckt in Gänze, mild tätige Luft, erfrischendes Wasser. Vor zwei Jahren Hitze ohne Milde, Elend ohne Gnade, Tod ohne Leben. Leise versinkt er ohne Anstrengung ohne Wehr und Widerstand. Dies alles lässt er uns zurück. Nur die Wut, den Wahnzorn, die Verzweiflung. Trauer: wohn mit dem Gefühl? Klage um ihn und Anklage gegen die Welt, gegen Unrecht, gegen Leid und Verlassenheit.

Heute lese ich Karl Poppers über die Ursprünge europäischen Denkens. Es ist so wunderbar authentisch, denkeifrig, denkgläubig geschrieben.

Gestern: Zusammenbruch des Lebens. Ich lese den Tod, ich brülle ihn weg, ich weine das Scheiden, ich träume blind das Hinweggehen. Mir bleibt eine liebende Sprache, eine liebende Klage. Ich brauche nicht zu verstehen.

Und was geschah am Sonntag, sechs Wochen vor dem Sonntag? Unfassbares kündigte sich an. In der „Berichtsrunde“ versagte ihm die Sprache, nicht nur, dass er die Worte nicht fand, er fand die Sprache nicht mehr. Fassungslos. Er weinte. Er wusste nicht, was ist.

Die Arbeit tat er genau und aufmerksam wie eh und je. Die Rückfahrt – die letzte gemeinsame Fahrt sprachlos doch voll genauester Aufmerksamkeit, innigste Achtsamkeit.

„Seine“ Tankstelle ließ er nicht aus. Die Sprachlosigkeit lastete auf uns. Er wollte den Wagen noch abliefern. Da rief ich Eva an. Sie sollte schnell kommen.

Dann nahmen die sechs Wochen ihren Lauf. Der Heilkunde sei Dank, dass er seine Sprache für diese Zeit wieder bekam. Welch' Sprachfreude in all dem Elend.

Biermann singt Shakespeare und er singt ihn heutig voller Wut und Liebeswut, und sicher sang Shakespeare, wenn er sang, seine Sonetten ähnlich, vielleicht nicht ganz mit dem verzweifelten Zorn unseres Zeitalters; doch mit derselben Kenntnis des Elendsegens des glücksvergeblichen Wahns und aller Liebesvielfalt und ihrer Erfüllung und die Vergeblichkeit dieser Menschenerfüllung. Liebe im Zeichen „memento mori“ – bitterer Genuss.

Wenn schließlich die Hoffnung schnöde verspielt sich in kriechende Treue und speichelleckerische Unterwürfigkeit verwandelt, so von einem Augenblick zum anderen. Ich merkte es nicht und niemand merkte es, im Gegenteil, alle waren ob der Wiederherstellung der Normalität zufrieden. Ich konnte mich nicht zurückwenden, denn mein Nacken war steif und keine Auge warf ich übers Meer, denn es kam kein Boot. Rettung geschah nicht. Die Vision eines Engels erschien nicht. Kein Leuchten, kein Heros, eine Memme bin ich geworden.

Das Weiße erschlägt das Dunkle. Das sagt noch nichts vom Licht. Das Weiße in Ohnmacht, das Dunkle in Macht. Vergeblich versuch ich jauchzend mich zu betrügen, zu vergewissern. Vergeblich lieb ich mich. Vergeblich lieb ich dich. Vergeblich rette ich mich ins Lügen. Vergeblich lass ich mich ergreifen von Lachen. Ich will weder Weiß noch Schwarz, weder das Hell noch das Dunkle bevorzugen. Ich liebe beides. Ich liebe auch vergeblich liebe ich noch.

Ich entlehne, ich erkunde Sätze, Worte, Syntagmen, deren Sinn fast nicht erfasst von wahlverwandten Größen und kleinstem und ähnlich wundem Getier wie ich es bin. Sonderbare Weisen, Melodien unhörbar, unverständlich, Gemurmel, Jammer – und Schmerzlaute. Ich lerne, sammle, empfangen allerlei Bilder, lästige Satzgefüge, Normen des Schmerzes, tote Blätter, Revolver aus Messing zum Üben. Eine Aktenmappe voll Gedanken, die Logik der Pappeln, der Ölbaum erinnert an Passion der Schmerzen. Hunger des Lebens, Sehnsucht ins Lieben.

Blick mich nicht an,  
schau mich nicht an.  
Ich bin so verloren und nackt.  
Ich bin so verkehrt und verdreht.  
Schau mich an.  
Blick auf mich.  
Nun steh ich im Mondschein,  
nun steh ich in Luft gehüllt.  
Spiel mit mir nicht.  
Tanz nicht mit mir.  
Ich bin ein pechschwarzer Stern.  
Ich bin eine Maske ohne Gesicht.  
Spiel doch mit mir.  
Tanz willig wild mit mir,  
denn ich bin voller Schlangen,  
voller Igel und Stechpalmen

Du wirst es immer neu hören, und du kannst nicht fortlaufen:

Sei mein Herz, bleib darin.

Einfach wird es nicht sein, da eingesetzt wie ausgesetzt, nicht nur die Bluse aufgeknöpft, die Haut verdünnt das fieberhafte Beben heute morgen wie gestern.

Wirrwarr der Herzlichkeiten. Mein Zweitherz brennt, mein Erstherz überflutet.

Was bleibt zu entgegnen? Wortlos nicht bei Nacht verlassen und in der Abwesenheit geschrien und Narben bleiben und Sehnsucht.

Viele Sprache erwarten dich, die nächste ist die deiner Haut und Nerven, das Blut und der Puls bricht aus. Abschiede brechen auf als Wunden und Höllen sind voller himmlischer Zeichen, Fenster hinaus auf die Straße im Mondlicht.

Die veralteten Sprachen binden noch immer, sie wollen nicht sterben, sie wollen auf die Lippen auf der Zunge vergehen. Sie wollen beißen und verbittern, zerbrechen und wollen im Mondlicht sich poetisch auflösen. Sie umringen auch mit Fragen, wuchern ins Hirn, jäten dein Unkraut und du findest keine Antwort.

Ab und zu kommt es vor, dass ich in den Augen des Wolfes, des Panthers und Bären das Märchen von der barmherzigen Wahrheit erblicke. Es kommt kaum vor, dass ich die Poesie dieser Liebeswahrheiten in den Augen der Richter, Staatsanwälte, Gefängniswärter, Ministerialbeamten, Verwaltungsverwalter und Banker oder Vorstandsvorsitzenden gesehen hatte.

Was sonst noch? Was sonst noch? Ein Wunsch, in der Wiege meiner Anfänge möge die Wiege der Anfänge meiner Liebsten stehen und es käme kein Aufgebot der Werber und Polizisten.

Bin ich Jude, Zigeuner, Armenier, Kurde oder Araber? Bin ich der Morgen beim Morde an meinem Gott? Bin ich nur der Verführer, der Versprecher und Vertreiber, ohne Zuhause, ohne Volk und Heimat? Morde ich doch nicht meinen Bruder, der seinen Gott schon mordete. Was geht's mich an, ich gebe ihm Brot und Wasser und Salz, dass er singe ein Lied des Erbarmens. Bin ich der ins Verlorene, Verlassene führt, in den Zauber der Unwirklichkeit, der auf die Insel der Seligen zu bringen sucht und morde nicht und hasse nicht, verlasse, verlasse mich.

Mein Haus, meine Geliebte, mein Kind vergaß ich nicht; auch wenn es ermüdend ist, ständig diese Namen, neue Namen zu lernen. Doch ich vergesse nicht, denn sie sind und waren Türen nach innen. Ich streife durch den Haselwald, an Eichen vorbei von Hirn bis Zeh, an meinem Lieblingsgetier vorbei. Biber und Bären, Sperlinge, Wildgänse, Tauben oder auch Reiher lassen mich die Namen nicht vergessen. Allesamt ein gastlicher Hafen im Ungetüm des Daseins. Im Winter lebe ich mit ihnen weiter, und sie bleiben Echo, Mahnung, Ruf, Eltern, Nachbarn, Freunde träume ich dazu. Sterne beleben die Ebene.

Ich bin, der die Schultern der Riesen, die vor mir waren, besetzt und entsetzlich weit sieht. Ich bin, der die herrlichen Werke bewundernd liest, ausbeutet, genießt, plagiert und bestiehlt. Ich kann nicht anders und es ist gut so, dass ich das Größte in mein Maß der Verkleinerung bringe, ins Nichtigte meiner herrlichen Subjektivität. Maßlos verfallen der Poesie und der Musik, den Bildern jeder Art. Ein Käfer bin ich, gebrochene Beinchen und zerfledderte Flügelchen und hohlem Bauch. Ich der Epigone, der lernt, lernt, stiehlt, verehrt. Ich bin ein Nachfolger derer, die nie mordeten, nur zauberten Liebe, Poesie.

Freiwillig, ganz gerne auf den Rücken gelegt, mit der Hand des warmen Windes, des kühlen Wellenschlages. Auf dem Rücken in der Sonne im Schatten, beglückwünscht von Kindern, Bienen, Katzenpfoten, Hundezungen. Unter den Pappeln und Birken lieg ich präzise und ich freu mich des Falls, der mir droht.

Können denn Erinnerungen Wurzeln schlagen? In den Ort, der vorgesehen ist dafür im Gehirn. Kein schöner Anblick, denn es sind Wurzeln ohne Erdreich, ohne Nahrung, ohne Baum. Der ist nicht Heimat ausgelassener Zwitscherlaute und kein Spielschrei, kein Traumlaut.

Nur schwer kommt einer auf die Spur der schuftigen Erinnerungen. Erinnerungen die sind eine Wand, gegen die meine Stirn stößt. Erinnerungen, die mich verwirren, weil sie mich zwingen und festigen wollen.

Ich bitte dich, treffen wir uns doch,  
ich bitte dich, und ich sollte dich nicht bitten;  
denn morgen bin ich schon auf dem Weg zum Stern Wega; in einem lichten Rock,  
ohne Schlips, ohne Erinnerung. Gepäck voller Verse und Geburten, voller Musik und  
Getöse. Auf der Linie 440 einfach die Richtung fortgesetzt, nicht aussteigen am  
Flammenmeer. Eine Eidechse zeigt mit dem Salamander den Weg. Da kannst du  
mich sofort erkennen. Ich bitte dich, dass wir uns treffen im großen Bären oder bei  
der Cassiopeia.

Einige Dinge rühren mich an, der durchbohrte Stein, die geborstene Wurzel, die schwarze Vase, der helle alte Topf mit der alten Kelle, das Wasser im Krug und eine Reihe von gestorbenen Pflanzen rühren mich an.

Ich stelle sie immer dar, ihr unvergleichbare Bedeutung erschüttert mich und ich gewinne sie lieb und ihre Gegenwart tut gut. Nicht immer schenken sie mir eine heitere Aureole, nicht immer erzählen sie stolz, nicht spiegeln sie mich gut, zuweilen am Morgen sind sie Trost, am Abend murmeln sie mich gnädig in den Schlaf. Die erloschenen Glühbirnen verdunkeln die ganze Schande unserer Welt.

Endlich hörte der Traum auf. Traumhaft böse und elend war es. Endlich befreit von diesen auf böse focussierten Vorstellungen. Phantast in Fesseln. Träumer in Niederlagen. Illusionist im Gefängnis und große Gefühle verflogen, Worte erstummen. Verfall, veraltet, unzulänglich, die Wunden bleiben, die Fesseln fallen nicht ab, du erwachst jedoch und das tut gut, auch wenn, auch wenn ...

Ich bin doch nicht mehr Natur, bin aus der Evolution seit kurzem gefallen.

Ich bin halt ganz schöne Unnatur, verfallen dem verlorenen Paradies.

Bin halt verkünstelt, gelähmt, zerrissen in Todesangst, ja solche Natur besitzt ich.

Doch achte ich sie doch, denn auch im Wort Unnatur steckt das Wort Natur, ist nicht ganz verneint, nur verhöhnt, angeblich erhöht, umformt von neuen unkenntlichen Himmeln. Verführungsräume, illusionäre Täuschungen, Wahngelbilde stehen mir offen, doch ich kann nicht schweben, fliegen.

Leben sterben, Tod leben.

Tausendmalige Trennung, Abschiede und Verneinungen tausendmal trennten sich die Lebendigen, die Liebenden von Salbei, Lavendel, Jasmin und Rose.

Sie gewannen keine Welt für sich, sie litten an der Krankheit Sehnsucht.

Die Welt ekelt mich an, ich heule los, ich bin ein verdrehter Kerl, die Welt ekelt mich an, der Tod auch.

Unerklärlicher Verlust.

Kein Verlust des rechten Maßes.

Holzmehl und Sägespäne.

Asche gestreut.

Geheime Lebensart.

Offenbare Todesart.

Gleichgültig ist kein Lebewesen dabei.

Es beeilt sich Atemzug um Atemzug zu entkommen.

Wenn Söhne vor den Vätern sterben, ist die Welt aus den Fugen, ist kein Gott in Sicht.

Wieviel Uhr mag es sein jetzt in jener Landschaft oder Meer oder Maschinenpark oder auf den Warteplätzen der Korridore. Keine Uhrzeit, Urzeit ohne Ursprung.

Keine Frage, wir sind richtig glücklich, wie das Schilfrohr, oder wie Steine im Bergbach, oder wie Gebüsch und Holunder. Keine Frage, wir sind weit davon entfernt und liegen unter den Betttüchern wie unter den Leintüchern des Toten. Keine Frage, eine süße Klage spüren wir noch an der Haut, in den Muskeln und Nerven. Wir spüren noch eine Bruderschaft von Fleisch, Körper, Natur und Leben. Doch keine Frage, nicht mehr lang.

Wehe dem Vogel, der Maus, dem Affen. Wehe der Katze, dem Hund und dreimal wehe den Gräsern, dem geliebten Unkraut, dem Plateau, der Pappel, der Eiche. Beim Feuer und Wasser, bei Sturm und Sonne haust der Mensch unbeeindruckt vom Küken, das aus dem Ei schlüpft, unbeeindruckt von allen Tierkindern, Pflanzenkindern, von allem Weh und Ach. Es bleibt erstickt noch der nützlich herrschende Mensch. Begegnet er einem Schatten, schläft er danach, erkennt er seinen Schatten, fließt er. Kein nachdenkliches Kind ist er mehr, kein Staunenmensch, kein Neugiererehrfurcht, keine Versuchung, nur Sicherheit.

Der Einklang der Meinungen zerschlug die Gemeinschaft.

Die Einheit war Zwang, der Einklang ohne jede Melodie. Die Allmacht ist böse. Wir sind treu ergeben ihr und sind also böse.

Die Wahrheitsgewissheit ist böse. Wir haben das Gefühl des Gewissens, sind also böse.

Wir lieben den lieben Gott und wissen nicht die Übersetzung davon für die Erde. Wir meinen ihn zu lieben, hassen, morden Erde und Menschen. Ohne Frage, wir sind alleingelassen in einer Sackgasse des Einklangs. Die Katze, das Nilpferd, die Nachtigall entzieht sich dem; die Menschen schlafen den bösen Traum des Einklangs.

Ich mag nicht ohne Staunen sein.

Ich mag nicht selbstverständlich leben.

Ich mag nicht alle Tatbestände, Sachzwänge – haha – hinnehmen.

Ich will nicht ohne List und Trug, ohne Lug und Schmääh untergehen.

Ich will die Rose bewundern und viele anschauen.

Ich will den Witz belachen.

Ich will die Sprache erlauben. Will Dinge lieben, will nicht unmerklich unbewusst heilig werden.

Aus deinem Mund ein verwehtes Signal.

Aus meinen Augen verlorene Zeichen.

Der Himmel gefaltet, die Hände nicht.

Ich lausche der Trauer des Wolfes, des Bibers, des Fuchses und des Geiers. Sie haben verloren ihr Kind, sie erlauschen nicht mehr die Zukunft.

Sie würden niederreißen ihre Welt und alle Beute missachten.

Gib du ein Signal, ich gebe ein Zeichen, wir gehören zusammen.

Doch, doch, wenn ich altere, älter werde, sing ich das Lied des Veraltens, laut und kreischend.

Ich mag nicht lahm werden. Ich mag nicht betagt werden. Ich mag nicht starr werden. Ich mag nicht umständlich sein. Darum brüll ich das Lied vom Veraltern und spucke es aus und kotze mich aus.

Ich mag nicht ein treues Hündchen werden und über jedes Knöchelchen mit dem Schwanz wackeln. Ich mag nicht unterwürfig verblöden, versauern, bequem wichtigtuerisch enden.

Wieviel der Natur kenn ich nicht beim Namen. Ihre Schönheit so wunderbar anonym. Alle tragen selig, doch unbeantwortbar. Sie verweisen ob Kelch, Purpurstengel, Rosenblatt, flurig gemalt Lidschattenspiel, Birkenweiß, alle verweisen auf mich. Ohne Blüten sind wir elend. Ich bin trunken vom Duft, von der Grazie des Blattes und der Antilope. Der Anbeginn ist fern, Herzen sind einzuspinnen in soviel Süße, soviel Sinn, das meine hart.

Lotterleben, Lachstürme, Weinräusche und Liebesstürme leben ist Widerstand gegenüber grauer Ordnung. Revolution sider die Alltagsbeherrschung ist Lieben. Ausbrechen aus dem Gefängnis des Geldes ist Lotterleben führen. Die Mauern der gutgesinnten Anständigen brechen durch Räusche. Die Heiligkeit der Arbeit, aller Pflicht und des Opferbringens nicht mehr mitzumachen durch Lachen, Verlachen, Begrinsen. So ist es damit, doch voller Schmerzen, Suchen, Wehklagen, Elend sind der Verlassenheit Wege im Lotterleben, Weinräusche, Liebesstürme. Wer hält das schon lange aus?

Die Abendsonne geht heute nicht unter, sie schwindet langsam, spiegelt sich nochmals in den Bildern, Steinen und Rosen. Dann dann geht sie auch nicht unter. Es gibt ja gar keinen Sinn dieser Untergang, der keiner ist und alle menschlichen Untergänge spottet. An sie binden wir metaphysisch unsere Untergänge nicht. Suchen wir dafür andere Sterne des Himmels und der Erde, nur nicht die Sterne des Menschen, denn sie schaffen Judensternuntergänge all zu schnell.

Du brauchst mich nicht mehr.

Du hast mich abgeschafft.

Es ist gut und umsichtig, wenn es mit dir selber übereinstimmt. Es ist ein Wegstück, das gut ist, wenn du mehr Ichselbst wirst. Es ist gut Liebste, dann war auch die Liebe gut und hatte ihren Zweck. Wir haben sie gut gebraucht. In ihrer Endlichkeit ist sie nun zu Ende. In ihrer Ewigkeit hat sie ihren Sinn. Trauern dürfen wir doch, verhalten kosten wir da Ende aus mit der Gegenwärtigkeit des damaligen Anfangs.

Krüge, bauchig, Vasen, schlank. Schalen voll toten verblühten Rosen, Gräser, Blätter. Harter Ton, geschliffener Lehm offen und selber ungeschlüssig aufzunehmen ob Flüssiges, Wachsendes, Vertrocknetes. Ob Apfel, Brot, Wurst darin. Der Wein im Krug bittet um Rausch.

Dionysos zeigt seine liebestrunkenen Krallen. Nichts verlässt mich. Sie warten alle, bis ich sie verlasse.

Die Dinge haben Gnadenfrist, ich habe Hunger nach Leben, Durst nach dem Tod. Erde wird mich empfangen.

Es verwesen die Begebenheiten, ich fürchte das dunkle Vergessen. Blöße in nackter Verwesung. Entblößung Aug um Aug. Zu Lebzeiten das Staunen hinnehme ich die Verwesungen. Ich schaue die Begebenheiten schreiend entblößt. Fraglos ins Herz geschlossen hatte ich sie, nun treiben sie wild in Garten, Straße und Wald. Ob Vorzeichen auch schon verwesen; dann wissen wir nichts von gestern und morgen, durchgraut sind alle Seligkeiten.

Ob du noch die Stadt bist, deren Straßen ich entziffern kann. Ob du noch die Stadt bist, die nur mein Gedächtnis erregt wie eines Zauberkünstlers Spaziergänge. Eine Stadt, die mich als glückliches Tier sah und wo ich mich träumerisch bewegte. Nein, nein jetzt fühl ich meine Füße verwandelt und ich entlaube mich zur Herbstmondzeit und kenne keine Rückkehr.

Gut so, ich geh zum universalen Gastmahl und auch die Stadt, diese Agglomeration von Lebewesen führt ihre Geschichte zu Ende. Matt bin ich von Erwartung.

Mich ekelt's, ein Starker unter Schwachen zu sein,  
ein Mutiger unter Feiglingen. Ich mag es nicht, ein Gescheiter unter weniger  
Gescheiten zu sein, ein Sicherer unter Unsicheren, ein Vertrauender unter  
Misstrauenden. Ich will nicht immer sein ein Narr unter Ernstern, ein Kind unter  
Großen, ein Liebender unter Gleichgültigen, ein Widerspenstiger unter Konformen,  
ein Sünder unter Anständigen.

Dein mürrisches Gesicht verrät deine Abwesenheit.

Dein ernstes Blicken deines harmlos nützenden Leben.

Deine verletzt-gekränkte Mimik, die vergessenen Gesten der Kindheit, die  
angstvollen Ersatzgesten, der Verlust des Lächelns, das so glückend auch dem  
Schweren entschwelgen kann, die Geste, die kein zweites Mal getan wird,  
jungfräulich wie eine erfrischtes Erdstück, wie eine Rede aus unvorhergesehenen  
neuen Worten - und wie die Mohnfeld-Erinnerung der Küsse damals. Aufgegeben  
das gesetzte Gesicht der gleichgültigen Umfahrung. Die Dunkelheit ist gnädig,  
verbirgt nicht Lächeln veilchenblau, maiglöckchenweiß, dotterblumengelb, süße  
Sehnsucht wunschgeboren.

Ich hab es satt, als einer, der stark genannt wird, unter Schwachen zu sein. Es ekelt  
mich an, ein Mut-williger unter Verängstigten zu leben.

Es macht unzufrieden, als selbstbewusster Selbstbehaupter zu gelten unter  
Ichflüchtigen. Ich bin des Lebens überdrüssig unter den Nimmersatten. Ich bin des  
Daseins überdrüssig unter den Treuen und Eifersüchtigen, da ich liebe und liebe sie.  
Als Verrückter zu gelten.

Als Genießer anerkannt zu werden, unter lauter Konsumenten, ist lustvoll. Wild in der  
Stille zu leben, wütend im Frieden, das verlangt Leidenschaft.

Mit den Auszeichnungen aller Verunsicherungen in den Aufzeichnungen des Unerwarteten und den Aufrichtungen alles Bedrohlichen gebändigt in den Netzen der Abhängigkeiten zum Antworten gezwungen.

Eigens abverlangter Ausdruck, abgewonnene Sorge im Aus. Ich scheitere im Vorwärtsgang, Niederlagen abseits. Enttäuschungen im Rückwärtsgang, Fehltritt daneben. Gefesselte Trotzigkeiten. Generös hassend Geiz und Strenge. Ich nenne das nach der Prüfung aller Phasen und Stationen Lebenslauf.

Was hätte ich gerne Honig auf der Zunge. Bittere Erinnerungen der Verschuldungen lösen den Honig im Geschmack nicht auf. Honigworte, Honiglaute, Honigküsse, Honigrührendes Tag und Nacht ohne Pause, nur der Geschmack kommt nicht; diese Melodie des Süßen verlor sich. Soviel süßer Honig auf der Zunge und ungespürt ohne Engel und Zartheit. Irgendwas ist geschehen, die Sinne, die Sinne schwanden, oh, wie viel Sinnlichkeit verlor ich.

Kann ich noch wählen zwischen Wort und Macht, Liebe und Gleichgültigkeit, zwischen Ausdruck und Stummheit. Doch die Verführung wächst ohne Wahl und Entscheidung zu existieren. Ich denk nicht an die freigekommenen Rädchen des alten Werks und lass mich zermahlen, als wäre es eine Kleinigkeit und zieh weiter als Lamm, das geschlachtet wird stetig, dessen Schrei und Brüllen über grüne Hügel, Bürohochhäuser, blühende Wirtschaften, herzwinselnde Flüche und mörderische Kleinigkeiten, tätige Unachtsamkeiten überhört wird.

Wenn man so weinen könnte. So befreit aufheulen könnte, so schreien wutvoll, so zornig lieben, wenn man könnte ohne Schablone alter Muster unterdrückt.

Wenn ich so rühren rühmen könnte, wie es dieser Landregen tut, wie es das Gewitter tut und niemand erlitt Tod und niemand litt an der Nässe im Wald, und das Herz erfrischte sich, das Atmen wurde selig. So möchte ich weinen leise mit dir.

Bin ich verrückt, frage ich mich oft. Bin ich des Chaos Diener oder Anarch ohne Volk und Geld? Bin ich zerrüttet, lauf ich nur irre. Bin ich flammend-aschig in einer alterslosen Jagd und erbeute Worte, Sätze, Denkfiguren, Wutbilder, Klagemauern, Wahnträume und schreibe, schreibe ohne Zweck, Sinn, Erfolg und Wirkung. Schreibe, lese, denke, schreibe – es ist kein Elend, keine Armut, die ich fühle, sondern Freude am Ausdruck, ohne Erfolg und Zweck, und vergeblich will ich nur Halt gebieten. Ich schreibe weiter, liebe weiter. Irrsinns Subjekt in Solidarität ersehne ich mich.

„Du hell und strahlend lächelnder Liebesgott Eros, und doch von allen Göttern der schrecklichste, dem Goldhaar-Zephyros von Iris einstmals geboren, der schönbeschenken.“

Alkaios, Das Leid vergessen ließest du mich (229)

Zeitgenosse Siphos, um 600 v. Chr. G.

Schreckende Liebe  
angsterfüllte Begegnung  
Leid vergessend versprechender Umgang  
wütend verflogende Liebe  
wehklagende Teilhabe  
Unsicherheit schaffende Verliebtheit  
ungnädig der Liebe Lauf  
nur der Weltenlauf noch böser.  
Vergessen macht uns die Liebe  
Seligkeiten und Unseligkeit.  
Vertraut ist mir diese Unfreiheit.  
Ich verbrenne mich im Focus dieser Art.

„Ich bin nicht ich, bin Einer nur von den Vielen, die von mir kamen und nicht wussten,  
dass sie kein Ich sind. ... die in den Träumen dunkel zu mir sprechen:  
zu mir, der ich nicht Ich bin, sondern sie.

...

Ich bin nicht ich, ich bin nur Wiederkehr und Gruß erahnter Ewigkeiten. ...  
Die Wiederkehr mag Rückkehr sein und Weiterschreiten zum letzten Wort, das sich  
der Mund mir bot und ich vom Apfel aß, der uns das Ich gab, Väter: Ewigkeit.“ (S. 29)

Die Gedichtes M. Y. Ben-gabriel, Verlag J. P. Peter. Gebr. Holstein, Rotenburg  
o.d.T., 1964

Und so erwache denn  
so sauer auch der Apfel ist  
erwachst du auch aus seligem Schlaf,  
doch Erwachen ist dein Schicksal.

Und merkst du deine Wirkung nicht und bringst dem Anderen Verdruss.

Ich sehe mich einfältig gutseiend und ordne die Wirkungen und Einflüsse nicht und bedenke und berechne sie nicht.

Das arme Gegenüber, das arme einfältig bürgerliche Gemüt, dieser normale Mensch auf der anderen Seite. Bedrohlich was freundlich gemeint ist. Angsterregend, was Hilfe ich gedacht, entsetzlich frustrierend was ratsame Hypothese sein soll. Verwirrend was entwirrend gefühlt ist. Sehr langsam entsteht die reine Luft eines Dialogs.

Mit der Zeit passiert es schon mal –

O ja, gewiß auch dir und mir – dass wir uns vor Erschütterungen, vor Grausamkeit und Seligkeit schützen und wir schützen uns so lang, so viel, so intensiv bis wir uns verbarrikadiert, ja sogar einbetoniert haben. Geschützt vor Zugriffen, Überfällen, Widerfahrnissen sind wir nicht unzugänglich dann auch für uns selber geworden. Wir haben es geschafft, uns vor Nähe, menschlicher Nähe, Teilhabe, Verbundenheit abzuschotten und stehen vor einer „spleudich-isolation“ grausam-unlebendiger Art. Ich hab mich vor Leben geschützt. Das ist das Fazit.

Sprache gedeiht in der Isolierhaft nicht. Sie spricht sich schlecht in der Schicksalsergebenheit noch im renitenten Trotz. Sprach will sich nicht lauten in den Verletzungen und Kränkungen, die man meint zu erleiden.

Sprache verdirbt in der Unterwerfung im Vergleich mit dem anderen und im Neid. Sprache erleidet den langsamen Tod in der Regression auf Stummheit und Schwermut in der Missachtung seiner selbst. Sie stirbt an der erschreckenden Selbst-losigkeit und der Aufopferung seines Ich.

Kommunizierst du oder liebst du?

Kommunizierst du oder telefonierst du?

Kommunizierst du und verlässt gegenwärtig deinen Raum also mit dem Handy?

Seh ich einen Menschen auf der Straße lächeln und ausdrucksvoll sprechen, da tut er es mit einem Fernen, Abwesenden, per Handy. Er kommuniziert recht glücklich, doch die Nähe um ihn merkt nichts von seinem Glück.